

Philipp Harnoncourt, Graz

Vom Sehen zum Einsehen – Vom Greifen zum Begreifen Österliche Symbole

Liebe Schwestern und liebe Brüder im Glauben!

Für das mir gestellte Thema „Österliche Symbole“ habe ich absichtlich einen dynamischen Titel gewählt, um nicht einen Katalog von Symbolen hier aufzuzählen und so der Erwartung Vorschub zu leisten, man könne von einer Tagung ein ganzes Reservoir von Symbolen nach Hause mitnehmen und brauche sie dann nur anzuwenden.

Symbole in der Liturgie sind weniger Sachen oder Dinge, die uns zur Verfügung stehen, als vielmehr eine bestimmte Weise, mit Wirklichkeit umzugehen. Das Symbol existiert eigentlich erst, wenn es wahrgenommen und als solches gebraucht wird, und nicht als objektive Gegebenheit für sich. Das Symbol will etwas erreichen, bzw. wir Menschen werden durch Symbolgebrauch erreicht und können, Symbole gebrauchend, auch mit anderen umgehen.

Meinen Beitrag möchte ich in zwei Hauptteile gliedern: zunächst befassen wir uns mit dem Gebrauch von Zeichen und Symbolen im menschlichen Leben ganz allgemein (1. Teil); sodann wenden wir uns den österlichen Symbolen, den Äußerungen und der Mitteilung von heilbringender Befreiung zu (2. Teil).

1. DER GEBRAUCH VON ZEICHEN UND SYMBOLEN IM LEBEN DER MENSCHEN

Es geht in diesem Teil um die Art und Weise, wie Zeichen – und dazu gehören auch die Symbole – von uns Menschen gebraucht werden und wie dieser Gebrauch funktioniert oder auch nicht funktioniert.

1.1 Es gibt keine Verständigung (Kommunikation) ohne Zeichen

Verständigung zwischen Menschen – aber auch zwischen vielen Tieren – ist ohne Zeichen nicht möglich. Die Tatsache, daß ich Ihnen hier und jetzt etwas mitteilen soll, verlangt unausweichlich, daß ich Zeichen verwenden muß, um etwas zu äußern, um mich zu äußern, um diese Äußerungen zu Ihnen zu transportieren und um Sie dadurch entsprechend zu informieren. Das alles geschieht mit Hilfe der verbalen Sprache, aber nie durch sie allein, denn gesprochene

Sprache – im Unterschied zur geschriebenen und gelesenen Sprache der Literatur – ist immer mit „Stimme“ verbunden, die ebenfalls Mitteilungen äußert. Ich persönlich kann Vorträge nicht vorlesen, denn ich kann nicht zugleich auf meinen Zettel schauen und auf die Menschen, zu denen ich sprechen soll. Diejenigen, denen ich etwas mitzuteilen habe, sind mir wichtiger als der Gegenstand, über den ich zu sprechen habe, allein. Das darf freilich nicht so weit gehen, daß ich nicht mehr weiß, was ich eigentlich mitteilen möchte. Die Kunst des guten Vortrags besteht darin, zugleich konzentriert beim *Thema* zu bleiben und seine ganze Aufmerksamkeit den *Zuhörern* zu schenken. So ein Geschehen – Sprechen und Zuhören – ist ein recht komplizierter Vorgang, über den wir aber in der Regel gar nicht nachdenken, vor allem dann nicht, wenn es gut funktioniert. Jetzt aber wollen wir uns gerade mit diesem kommunikativen Geschehen beschäftigen, denn jeder Symbolgebrauch ist – direkt oder indirekt – ein „Sprachgeschehen“. Wie geht ein solches vor sich?

Zuerst muß ein Gedanke, eine Idee, eine Erfahrung oder ähnliches vorhanden sein, sodann in Sprache verschlüsselt und hörbar ausgesagt werden; jetzt ist das verbale Zeichen (genaugenommen ein ganzes Bündel von hör- und sichtbaren Zeichen, eben die Sprache mit allem Drum und Dran) vorhanden, und es kann vom Hörer empfangen werden. Dieser kann schließlich einiges vom dem auspacken, was der Sprecher eingepackt hat. Beides geschieht absichtlich und unabsichtlich, sowohl bewußt wie auch unbewußt.

1.1.1 Leibhaftigkeit – Ausdruck – Wahrnehmung

Warum ist das so, daß sich Menschen nur durch Zeichen miteinander verständigen können? – Das hängt mit unserer *Leibhaftigkeit* zusammen. Dabei taucht sogleich die Frage auf: Was hat es für eine Bewandnis mit dem Leib? Ist der Leib mein Ausdruck? Bin ich mein Leib oder habe ich einen Leib? (Ich sage in der Regel nicht: „Mein Leib ist krank“, sondern: „Ich bin krank“.) Für uns Menschen gibt es einen sehr engen und verstrickten Zusammenhang zwischen Person-Sein und einen Leib-Haben. Dieser Leib ist einerseits wahrnehmbar und andererseits auch mit Sinnen, die wahrnehmen können, ausgestattet. Wir brauchen den Leib, um zu signalisieren, und wir brauchen den Leib, um Signale aufzunehmen.

Eine Voraussetzung für jeglichen Symbolgebrauch ist, daß wir in unserem Leib existieren, daß uns dieser Leib zur Verfügung steht, um uns auszudrücken, und daß uns dieser Leib mit seinen Sinnen, die wahrnehmungsfähig sind, auch Botschaften, die von anderen signalisiert werden, vermittelt. Diese Vermittlung geht gleichzeitig und ununterbrochen hin und her. Wenn Sie mir zuhören und ich Sie gleichzeitig anschau, empfangen Sie von mir eine Botschaft, aber Sie ansehend, empfangen auch ich eine Botschaft: Ich kann wahrnehmen, ob Sie an dem, was ich sage, interessiert sind, ob Sie die Absicht haben und ob Sie in der Lage sind, mir zu folgen usw.

1.1.2 Sprache und nichtsprachliche Zeichen zur Verständigung

Wir meinen sehr oft, daß uns nur die Sprache zur Verfügung steht, um uns zu verständigen, und wir neigen dazu, Sprache und Zeichen zu unterscheiden. Das geht bis in die Theologie hinein, die meint, es gäbe eine Kirche des Wortes und eine Kirche der Sakramente, als wäre das Wort kein Sakrament oder als wäre das Sakrament kein Wort. Wort und Zeichen gehören zusammen. Zeichen ist der Oberbegriff, und innerhalb der vielfältigen Zeichenwelt gibt es verbale Zeichen und nicht-verbale Zeichen. Und unter den nicht-verbalen Zeichen gibt es hörbare, sichtbare, greifbare, schmeckbare und riechbare Zeichen. Alles, was als Äußerung brauchbar ist, was Eingang findet über die Sinne, was fähig ist, Botschaften und Mitteilungen zu transportieren, macht das aus, was wir Zeichen nennen.

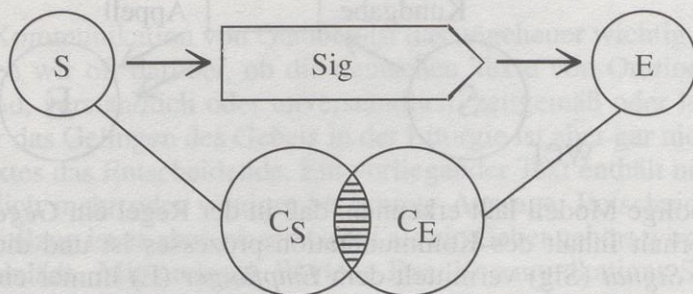
Das Geschehen, das sich im Zeichengebrauch ereignet, nennen wir „Kommunikation“. Symbolgebrauch ist eine bestimmte Art von zwischenmenschlicher Kommunikation.

1.1.3 Kommunikationsmodelle: Sich selbst ausdrücken – etwas ausdrücken

In den letzten Jahren wurde durch die Humanwissenschaften gut untersucht und verbreitet, wie Kommunikation funktioniert. Ich möchte aber dennoch einiges hier wiederholen und hervorheben: Jedes liturgische Geschehen, jedes Feiern ist – zwar nicht nur, aber auch – ein Kommunikationsgeschehen. Und in diesem Kommunikationsgeschehen haben Symbole eine ganz unverzichtbare Aufgabe als Zeichen des Glaubens, als Ausdruck des Glaubens und zur Vermittlung von Glauben. Die Verwendung von Symbolen ist eine ganz bestimmte Weise von Glaubenskommunikation, und darum ist es wichtig zu wissen, wie Kommunikation funktioniert.

Zwei Modelle – ein zweipoliges und ein dreipoliges – dienen dem leichteren Erfassen des Gesamtprozesses und seiner einzelnen Komponenten.

a) Das zweipolige Modell (Jean Yves Hameline, Paris 1965)



Kommunikation spielt sich immer zwischen wenigstens zwei Partnern ab – den *Kommunikanten* –, der eine wird als *Sender* (S) bezeichnet, der andere bzw. die anderen als *Empfänger* (E). Zwischen diesen beiden spielt sich die Kommu-

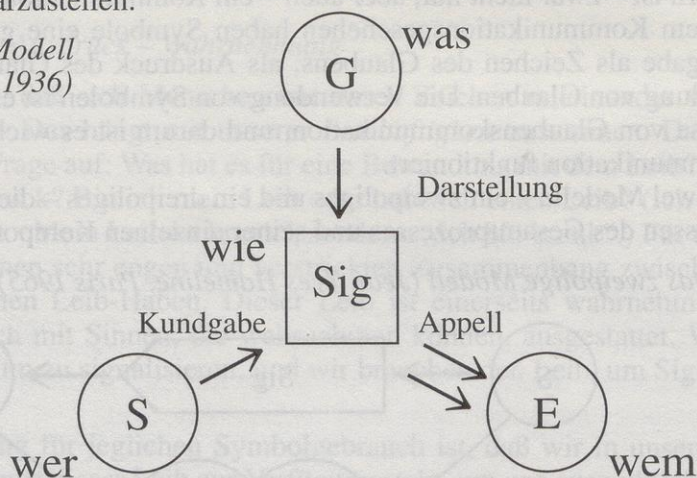
nikation ab. Als Kommunikationsmittel wird das *Signal* (Sig) gebraucht. Der *Sender* äußert sich und etwas als *Botschaft*, die er in *Signale* gleichsam einpackt (*codiert*). Aber nicht das Eingepackte, die mitgeteilte Botschaft, sondern die wahrnehmbaren bzw. wahrgenommenen *Signale* kommen auf den *Empfänger* zu, und dieser muß nun wieder auspacken (*decodieren*), was der *Sender* ihm mitgeteilt hat. Die dabei verwendeten Signale können zugleich sehr verschiedenen Systemen zugehören. Es gibt – je nach den wahrnehmenden Sinnen – sichtbare, hörbare, tastbare, riechbare und schmeckbare Signale, die in allen möglichen Kombinationen miteinander verbunden sein können, und Handlungs-Signale bzw. Signal-Handlungen, wozu alle Rituale zu rechnen sind.

Damit Verständigung gelingen kann, muß jeder der Kommunikanten seinen ihm zur Verfügung stehenden Zeichenvorrat (*Code*) gebrauchen. Nur in jenem Bereich, in welchem sich der Code des Senders (CS) mit dem Code des Empfängers (CE) deckt, ist Verständigung möglich.

Ein Beispiel: Wenn einer Chinesisch spricht, der andere kein Wort Chinesisch versteht, kann nahezu nichts sprachlich vermittelt werden – ich sage absichtlich: „nahezu nichts“, weil immer noch die am Sprechen beteiligte Stimme hören und so erkennen läßt, wie der Sprechende „gestimmt“ ist: ungeduldig oder geduldig, freundlich oder unfreundlich usw.

Heutzutage wird in der Regel das zweipolige Modell zur Veranschaulichung des Kommunikationsprozesses verwendet, weil es zeigt, daß dieser ein interpersonales Geschehen ist. Mir persönlich ist aber das aus der Sprachtheorie kommende dreipolige Modell wichtiger, und es ist auch besser geeignet, den Symbolgebrauch darzustellen.

b) Das dreipolige Modell
(Karl Bühler, Wien 1936)



Das dreipolige Modell läßt erkennen, daß in der Regel ein *Gegenstand* (G) oder Sachverhalt Inhalt des Kommunikationsprozesses ist und diesen mitbestimmt. Das *Signal* (Sig) vermittelt dem *Empfänger* (E) immer eine doppelte Botschaft: den *Gegenstand*, den der *Sender* (S) mitteilen will, und etwas vom *Sender*, der sich ja auch selbst äußern muß (Selbstmitteilung), wenn er „etwas“ äußert. Das dreipolige Modell zeigt, *wer* (S) *wem* (E) *was* (G) mitteilt und *wie* (Sig) dies geschieht. Dieses Modell zeigt auch, daß Kommunikation nicht et-

was Statisches ist, sondern ein dynamischer Prozeß. Der Sender äußert etwas und sich selbst, wenn er das Signal setzt: Er stellt im Signal einen Gegenstand/Sachverhalt dar und gibt zugleich sich selbst kund. Den Empfänger trifft das Signal als informativer Appell. Das in der Mitte des Kommunikationsprozesses stehende Signal ist somit für den Gegenstand eine *Darstellung* (zutreffend, korrekt, angemessen . . .), für den Sender eine *Kundgabe* bzw. Selbstmitteilung (wahrhaftig, überzeugend, interessiert, kompetent . . .) und für den Empfänger ein *Appell* (informativ, verständlich, reaktiv, stimulierend . . .).

Es ist wichtig zu wissen, daß jedes Signal ein großes Bündel von Mitteilungen zum Empfänger transportiert, aus dem dieser durch Aufmerksamkeit und Konzentration einiges bewußt aufnimmt; auch das unbewußt Wahrgenommene ist und bleibt aber irgendwie informativ, d. h. es „formt“ den Empfänger.

Übungsbeispiele zur Verdeutlichung:

Wir drehen das Radio auf. Wodurch unterscheidet sich eine Nachrichtensendung von einer Sport-Reportage (live)?

Bei der Übertragung von *Nachrichten* tritt der Sprecher mit seiner persönlichen Kundgabe fast ganz in den Hintergrund. Der Hörer erwartet auch nicht, über die Person des Sprechers informiert zu werden, er will Nachrichten hören. Dennoch informiert dieser ganz unwillkürlich immer auch über sich selbst, und manchem aufmerksamen Hörer entgehen auch diese Mitteilungen nicht, so z. B.: Der kann aber schnell sprechen; der hat eine angenehme Stimme; der weiß nicht, wie ungarische oder tschechische Wörter und Namen auszusprechen sind; der ist heute sehr krank usf. Dann und wann schimmert auch irgendwie durch, daß diese Nachricht ihn freut, eine andere ihn belustigt, jene ihn entsetzt. Doch im allgemeinen stellt der Sprecher als „Sender“ bei der Übertragung von Nachrichten nur sein Sprachvermögen zur Verfügung. Der Hörer als „Empfänger“ soll sich auf die Vermittlung von Sachverhalten konzentrieren.

Bei einer *Sport-Reportage* im Hörfunk ist jedoch ein guter Nachrichten-Sprecher uninteressant. Der Hörer will ja durch das Geschehen in Spannung gesetzt werden. Und dies geschieht kaum durch die Sachverhalts-Mitteilung, sehr wohl aber durch die Spannung, die vom Reporter selbst ausgeht und sich vor allem in seiner Stimme und im vernehmbaren Gehabe ausdrückt. Manche Empfänger praktizieren Sportübertragungen so, daß sie am Hörfunk den Kommentator empfangen und am Bildschirm das Geschehen live verfolgen. Nicht selten sagen sie dann: „Was schreit denn der so aufgeregt, das ist ja gar nicht so spannend.“ Gerade hier kann gut wahrgenommen werden, welchen Anteil die persönliche Kundgabe im Kommunikationsgeschehen haben kann.

Für die Kommunikation von Glauben ist das ungeheuer wichtig. Als Liturghiker sprechen wir oft darüber, ob die deutschen Texte von Orationen gut oder schlecht sind, verständlich oder unverständlich, zeitgemäß oder leer und floskelhaft. Für das Gelingen des Gebets in der Liturgie ist aber gar nicht der Wortlaut des Textes das Entscheidende. Ein vorliegender Text enthält nicht mehr als eine inhaltlich mehr oder weniger bestimmte Aussage. Entscheidend für den hörenden Vollzug ist es aber, ob ein Gebet als ein Gebet gehört wird und so zum Mitbeten einlädt. Mit anderen Worten: Das Kommunikations-Signal Gebet trifft den Hörenden als „informierender“ Appell, es bringt ihn in die Form des Betens bzw. des Beters. Die Information durch den Gebetstext ist dieser Information zum Gebet untergeordnet. Der vermittelte Akt des Betens hängt nicht in erster Linie davon ab, ob der Wortlaut gut ist, sondern ob man hörend wahrneh-

men kann, daß hier ein Mensch als Beter dem lebendigen und heiligen Gott gegenübersteht.

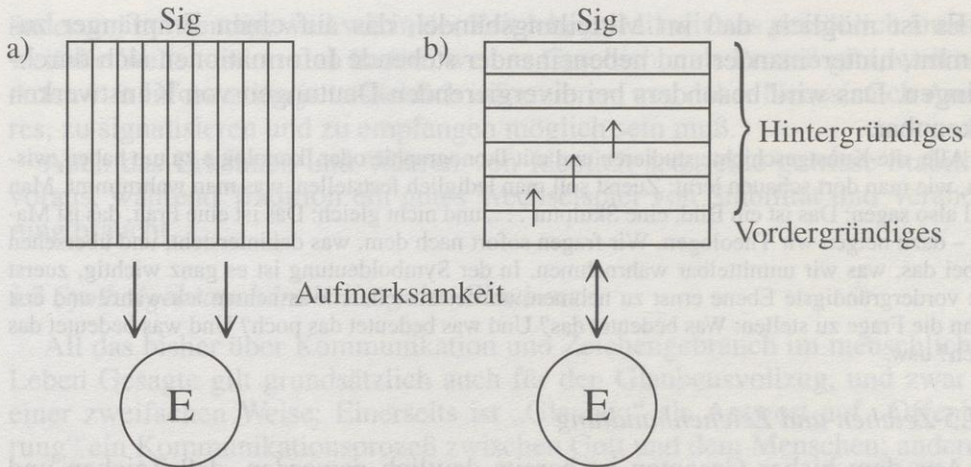
Im Symbolgebrauch kümmern wir uns viel zu sehr nur darum, was paßt, um Gegenstände darzustellen, und wir überlegen zuwenig, wie wir die Symbole als Zeugnisse gebrauchen, die unseren unablässbaren, persönlichen Glauben kundtun, so daß Glaube durch Glaube geweckt wird. Die Information durch Texte geschieht weitgehend rational, während die Information zu Gebet und Glauben nicht rational verläuft, sondern gewissermaßen „ansteckend“. Bei Kommunikation durch Musik kann man dies relativ leicht erkennen: *Sonanz* erzeugt *Resonanz*; Freude zündet Freude an, Trauer ruft Trauer hervor, Andacht weckt Andacht. Das Signal selbst ist nicht andächtig oder unandächtig, aber es kann so gesetzt werden, daß persönliche Andacht, Ehrfurcht, Glaube usw. zeugnishaft und überzeugend kundgegeben werden. Zum Alltäglichen kommt in der liturgischen Kommunikation immer noch eine tiefere bzw. höhere Ebene dazu, die in unser Modell nicht hineinzubringen ist. (In Punkt zwei des ersten Teiles wird das noch klarer gesagt.)

1.1.4 Deutung von Zeichen und Symbolen – Aufmerksamkeit

Charakteristisch für einen verständnisvollen Symbol- oder Zeichengebrauch ist es, daß eine *Entschlüsselung* vorgenommen werden muß, eine Deutung oder Interpretation. Meistens geht das so automatisch vor sich, daß wir – etwa beim Zuhören von Sprache – überhaupt nicht mehr den Eindruck haben, daß wir etwas entschlüsseln müßten. Wir haben so eine Übung im Entschlüsseln von Sprache, daß wir den Entschlüsselungsprozeß selbst gar nicht mehr wahrnehmen.

Es gibt aber auch Sprachsignale, die uns fragen lassen: Was heißt das? Was steckt da dahinter? Das gilt nicht nur für schlechte, unbeholfene, unzutreffende Ausdrucksweise, sondern das ist sehr oft beabsichtigt, vor allem in Lyrik und Poesie, wo wir eine vordergründige Sprachebene von dahinterliegenden Ebenen unterscheiden können und die vordergründige Sprachebene so stilisiert ist (auch darüber im 2. Abschnitt mehr), daß sie uns herausfordert und neugierig macht, weiterzufragen, was da dahintersteckt. Für das Verständnis von Glaubenssymbolen ist es wichtig, Deutung der personalen Kundgabe und die Deutung der inhaltlichen Darstellung unterscheiden zu können; außerdem ist damit zu rechnen, mehrschichtige, ja vielschichtige Botschaften zu bekommen, denn mit jedem Signal kommt eine ungeheure Zahl von Informationsmöglichkeiten auf den „Empfänger“ zu. In der Regel wird nie alles bewußt wahrgenommen, was wahrnehmbar ist, sondern Aufmerksamkeit und Konzentration filtern aus.

In diesem Zusammenhang scheint mir eine Unterscheidung sehr wichtig zu sein: Im großen Bündel von Mitteilungen, die durch Signale zum Empfänger transportiert werden, gibt es solche, die gewissermaßen *nebeneinander* stehen (Skizze a), und solche, die *hintereinander* stehen (Skizze b), und zwar vom Empfänger aus gesehen.



a) Aus den *nebeneinander* stehenden Mitteilungen kann, ja muß der Empfänger auswählen, und er tut das teils bewußt durch Interesse und Aufmerksamkeit, teils unbewußt durch Zufall oder Ablenkung. Da die Aufmerksamkeit beschränkt ist, wird immer nur ein kleiner Teil der nebeneinander ankommenden Informationen bewußt wahrgenommen und gedeutet.

(Ein Arzt, ein Gesangslehrer, ein Schauspieler, ein Didaktiker, ein Freund oder ein Feind des Vortragenden können aus ein und demselben Vortrag sehr verschiedene Informationen bekommen; und falls die äußeren Umstände auffallend sind: Teilnehmerzahl, Raumverhältnisse, Wetter, Störungen von außen usw., werden auch diese Informationen bewußt aufgenommen, was jedoch die Konzentration auf den Inhalt des Vortrags erschwert.

b) Aus den *hintereinander* stehenden Mitteilungen kann der Empfänger immer erst eine nach der anderen, genauer: durch die andere(n) entdecken. Zu unterscheiden ist Vordergründiges und Hintergründiges, Äußeres und Inneres, und das oft in mehreren Schichten, so daß auch viel Zeit aufgewendet werden muß, um an den Kern oder die Kerne der Botschaft zu kommen. Für die gründliche Beschäftigung mit Kunst und mit Symbolen ist diese Erkenntnis sehr wichtig.

Die Tatsache der hintereinander stehenden und daher nach und nach zu erfassenden Bedeutungen hat zunächst noch nicht mit religiösem Glauben zu tun, ist aber im Zeichen- und Symbolgebrauch des Glaubens ganz wichtig. Im Deutungs-Prozeß wird auf der Suche nach dem Hintergründigsten einmal eine Grenze erreicht, die nur noch der Glaube durchbrechen oder überbrücken kann. In der Beschäftigung mit der Kunst üben wir uns aber ein, Grenzen in das Hintergründige zu überschreiten. Wenn etwa in der Sprachkunst, d. h. auf verbale Weise, visuelle Bilder „gemalt“ werden, und erst recht, wenn das in verdichteter Form, d. h. im „Gedicht“, geschieht, ist es naheliegend, hintergründige Deutungen aufzuspüren.

Das Gedicht vom „Heidenröslein“ (J. W. v. Goethe) ist mehr als eine Warnung vor den Dornen beim Rosenpflücken. Das Umschmieden von Schwertern zu Pflügen ist mehr als eine pazifistische Anweisung. Weitere Beispiele kennen Sie genug.

Es ist möglich, daß im Mitteilungsbündel, das auf einen Empfänger zukommt, hintereinander und nebeneinander stehende Informationen sich durchdringen. Das wird besonders bei divergierenden Deutungen von Kunstwerken erkennbar.

Alle, die Kunstgeschichte studieren und mit Ikonographie oder Ikonologie zu tun haben, wissen, wie man dort schauen lernt: Zuerst soll man lediglich feststellen, was man wahrnimmt. Man soll also sagen: Das ist ein Bild, eine Skulptur . . . , und nicht gleich: Das ist eine Frau, das ist Maria – dazu neigen wir Theologen. Wir fragen sofort nach dem, was dahintersteht, und übersehen dabei das, was wir unmittelbar wahrnehmen. In der Symboldeutung ist es ganz wichtig, zuerst die vordergründigste Ebene ernst zu nehmen, um festzustellen: Was nehme ich wahr? und erst dann die Frage zu stellen: Was bedeutet das? Und was bedeutet das noch? Und was bedeutet das noch? usw.

1.1.5 Zeichen und Zeichenhandlung

Aus dem bisher Gesagten ist bereits deutlich geworden, daß Zeichen und Symbole als Bedeutungsträger nicht auf leblose Sachen und Dinge, auf statische Gegebenheiten, eingeschränkt werden dürfen, mag auch an diesen leichter aufzuzeigen sein, wie Zeichen gebraucht werden und funktionieren.

Wichtig ist es für uns, daß auch *Handlungen*, dynamisches Geschehen, wahrnehmbare Prozesse Zeichen- bzw. Symbolcharakter haben (können). Wir sprechen von Zeichenhandlungen bzw. Symbolhandlungen. Die sogenannten Rituale sind solche Symbolhandlungen von wichtiger Bedeutung. Waren „Ritual“ und „ritualistisch“ noch vor 20 Jahren negativ besetzte Wörter mit der Bedeutung „unverständlich“, „sinnlos“, „langweilig“ . . . , so hat die Verhaltensforschung den hohen Rang der Rituale für das individuelle und gemeinschaftliche Leben, also auch für die Liturgie, neu entdeckt.

Die dem Zeichen „Wasser“ entsprechenden Zeichenhandlungen sind: Trinken, Waschen/Baden, Regnen, Strömen/Fließen, Schwimmen, Durchqueren, Untergehen, . . .

Die dem Zeichen „Licht/Feuer“ entsprechenden Zeichenhandlungen sind: Brennen/Verbrennen, Leuchten/Erleuchten, Wärmen, Schmelzen . . . (Sie können selbst solche Reihen zusammenstellen.)

1.1.6 Stabilität und Veränderlichkeit

Damit in der Kommunikation verständlich signalisiert werden kann und damit hintergründig oder tiefschichtig signalisiert werden kann, ist eine gewisse Stabilität der Zeichensprache notwendig. Eine Zeichensprache wird schlecht oder fast unbrauchbar, wenn sie sich ständig ändert, wenn sie keine Spielregeln anerkennt. Viele Spielregeln sind uns eingeboren, die brauchen wir uns gar nicht geben; es gibt aber auch Spielregeln, die man sich selbst geben muß. Ein Zeitstil beispielsweise ist auch eine Interpretationshilfe, weil eine Spielregel – in welchen Formen man sich zu äußern habe – für eine bestimmte Periode verbindlich war.

In der Kunst heute finden wir viel eher Personalstile als Zeitstile, daher sind uns manche Künstler leichter zugänglich und ihre Ausdrucksformen erschließbar, andere Künstler kaum oder gar nicht. Sicher ist in aller Stabilität auch Ver-

änderung notwendig, weil wir in der Zeit leben, weil wir uns persönlich ändern, weil die Weltsituation sich ändert, weil es Geschichte als Prozeß gibt, weil alle Arten von Information ja tatsächlich informieren, und daher Neues, auch Anderes, zu signalisieren und zu empfangen möglich sein muß.

Auch das Erkennen und Wahren von Identität setzt eine gewisse Stabilität voraus, während Tradition ein gutes Wechselspiel von Stabilität und Veränderung braucht.

1.2 Symbolgebrauch im Vollzug des Glaubens

All das bisher über Kommunikation und Zeichengebrauch im menschlichen Leben Gesagte gilt grundsätzlich auch für den Glaubensvollzug, und zwar in einer zweifachen Weise: Einerseits ist „Glauben“ als Antwort auf „Offenbarung“ ein Kommunikationsprozeß zwischen Gott und dem Menschen; andererseits müssen auch die Glaubenden untereinander ihren Glauben kommunikativ austauschen und festigen.

1.2.1 Offenbarung – Selbstmitteilung Gottes in Zeichen – Inkarnation

Für Juden und Christen ist „Kommunikation“ (mit all ihrem Drum und Dran, das im ersten Abschnitt dargelegt worden ist) ein Schlüssel zum Verständnis von Heilsgeschichte, denn die Weise, wie der eine und lebendige Gott als Schöpfer und als Retter sich selbst dem Menschen offenbart, ist ein Kommunikationsprozeß zwischen Gott und Mensch, zwischen Schöpfer und Schöpfung. Gottes Großtaten – die *magnalia Dei* – sind kommunikative Signale, die vom Menschen wahrgenommen und gedeutet werden können. Diese Großtaten der Selbstmitteilung Gottes haben ihr Ziel und ihren unüberbietbaren Höhepunkt in der *Inkarnation*, d. h. in der Menschwerdung Gottes. Gott gibt sich selbst kund in Jesus von Nazareth. Gott übersetzt sich – verschlüsselt sich, verpackt sich – des Menschen wegen in menschliche Wahrnehmbarkeit: seine Ewigkeit in Zeithaftigkeit, seine Unsterblichkeit in Sterblichkeit, seine Geist-Existenz in leibhaftes Menschsein, seine Allmacht in Schwachheit, seine Herrschaft in Knechtsdienst. Inkarnation ist das Paradigma für Offenbarung und Glauben als Kommunikationsprozeß; oder mit anderen Worten gesagt: Was Menschen untereinander schon immer getan haben und tun, wenn sie sich verständigen, das tut Gott mit uns.

Die Inkarnation Gottes stellt uns vor die Frage: Was ist die Menschheit Jesu für Gott? Was hat es mit Jesus von Nazareth, Christus/Messias, für eine Bewandnis? – Das Geheimnis der Menschwerdung Gottes (*mysterium incarnationis*) bringt zugleich Gott den Menschen nahe und verhüllt Gott vor den Menschen, oder richtiger: beläßt Gott dennoch in seiner Verborgenheit. Was mein Auge sehen kann, ist nur der Menschenleib, in den Gott sich inkarniert hat; das Erkennen Gottes in dieser Menschengestalt ist nur dem „Glauben“ möglich.

An diesem Geheimnis der *Gottheit in Menschengestalt* wird die volle Wirklichkeit dessen, was wir „Symbol“ nennen, faßbar: Symbolon ist „das Zusam-

mengefügte“ (von symballein – zusammenwerfen); im Zeichen ist das Bezeichnete gegenwärtig, im Wahrnehmbaren tritt das/der Nicht-Wahrnehmbare in Erscheinung. Um diesen Zusammenhang auch erkennbar zu machen, muß das Wahrnehmbare – das Glaubenssymbol – einen Grad von Transparenz, von Durchsichtigkeit haben, damit der Wahrnehmende sich nicht mit der wahrgenommenen Außenseite begnügt, sondern aufgerufen wird, dem Verborgenen nachzuspüren. Das Glaubenssymbol muß einen Appell zum Glauben enthalten. (Dazu mehr unter 1.2.4 unten.)

Wenn und weil Jesus als Gott-bei-uns angenommen sein will, muß er die Menschen, die ihm begegnen und die ihm folgen, fragen: „Für wen halten die Leute den Menschensohn? Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ (Mt 16,13b.15) Damit Glaube als Kommunikation mit Gott gelingen kann, ist es ungeheuer wichtig, daß die vordergründige, menschliche, also wahrnehmbare Gegebenheit so beschaffen ist, daß sie zur Frage herausfordert: „Was ist das für ein Mensch?“ (Mk 4,41b) Was steckt hier *dahinter* – oder *darüber* – oder *darunter*?

Eine provozierende Nicht-Alltäglichkeit des Alltäglichen ist hier ganz wichtig. Ich kann natürlich feststellen: Gott ist in Jesus sehr alltäglich geworden, aber er ist zugleich auch sehr nicht-alltäglich geblieben, und diese Nicht-Alltäglichkeit muß durch die Alltäglichkeit durchschimmern. Das geschieht einerseits in der Armut Jesu und andererseits in den Taten aus Gottes Vollmacht. Beides weckt zunächst Staunen und, daraus hervorgehend, die Frage: „Wer ist dieser?“ In seiner Armut verspricht Jesus denen, die ihm folgen, weder Erfolg noch Reichtum. „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.“ (Lk 9,58) – Warum also ihm folgen? Wenn sich die Nicht-Alltäglichkeit Jesu in Vollmachts-Zeichen offenbart – Reden in Vollmacht, Heilung, Sündenvergebung ... –, wird aber nicht nur die Einladung zum Glauben nachhaltiger, sondern auch die Nachfolge vielversprechender: „Sie wollten ihn zu ihrem König machen“ (vgl. Joh 6,15), und die Jünger Jesu streiten um bessere Plätze.

1.2.2 Das sakramentale Prinzip in der Kirche

Nach überlieferter Sakramentenlehre sind die Sakramente der Kirche „Zeichen der Gnade, die bewirken, was sie bedeuten“. Wir sollten diese Definition verdeutlichen und sagen: *Heilstiftendes Handeln Gottes auf wahrnehmbare Weise*. Darin wird erkennbar, daß der Kirche aufgetragen ist, Leben und Werk Jesu, des menschengewordenen Gottes, zur Rettung der Menschen weiterzuführen bis an die Grenzen der Erde und bis ans Ende der Zeit. Die Kirche als ganze ist „Leib Christi“ und somit Fortsetzung der Inkarnation, und die Sakramente der Kirche sind inkarnatorische Handlungen: Gott rettet durch Christus im Heiligen Geist, wenn die Kirche die ihr aufgetragenen Sakramente feiernd vollzieht. So ist die Kirche in Analogie zu Christus und in gewisser Weise identisch und eins mit ihm Heilssymbol für den Menschen. Und das gilt vor allem für bestimmte Lebensvollzüge der Kirche, die wir Sakramente nennen.

In der Alltäglichkeit kirchlichen Handelns und Feierns muß das Nicht-Alltägliche durchschimmern, sowohl als Zeugnis des Glaubens wie auch als Einladung zum Glauben.

1.2.3 Liturgie als Glaubensvollzug

Alles Feiern der Kirche ist heilstiftender Lebensvollzug der Kirche und zugleich auch Glaubensvollzug. Hier beachten wir vor allem die Kommunikation des Glaubens der feiernden Christen untereinander und an die Welt. Auch hier finden wir zeichenhaftes Handeln, das über sich hinausweist, ein vordergründiges Geschehen mit hintergründiger Bedeutung und Wirkung. Vordergründig ist das Sich-Versammeln, Miteinander-Gehen, Miteinander- und Aufeinander-Hören, Miteinander-Beten, Miteinander-Singen, Miteinander-Essen und -Trinken . . . Aber es steckt jedesmal etwas dahinter. Dieses Tun geht nicht im Alltäglichen auf und weist über sich hinaus auf mehr als bloß Alltägliches hin.

Wie geschieht dieses Eintragen des Nicht-Alltäglichen in das Alltägliche?

1.2.4 Stilisierung der Glaubenssymbole: Reduzierung – Intensivierung

Die *Stilisierung* der Glaubenssymbole scheint mir einer der wichtigsten Grundsätze zu sein, um die Vordergründigkeit von Zeichen und Symbolen, d. h. ihre Dimension des Alltäglichen, durchlässig zu machen für das, was, und für den, der dahintersteht. Diese Stilisierung geht in der Regel in zwei Richtungen: hin zur *Reduzierung* oder hin zur *Intensivierung*. Beide Arten der Stilisierung setzen das Zeichen in einer Weise, daß der Wahrnehmende provoziert ist, sich näher damit zu beschäftigen. Im Hinblick auf die Forderung der Liturgiekonstitution des II. Vaticanums, Zeichen sollten einfach und verständlich sein und nicht vieler Erklärungen bedürfen, ist das Postulat der notwendigen Stilisierung aller Zeichen des Glaubens gut zu begründen. Zeichen und Symbole der Liturgie dürfen niemals aufhören, Zeichen des Glaubens zu bleiben. Wenn sie im Zuge von Reformen so einfach und alltäglich werden, daß nur noch vordergründige Alltäglichkeit wahrzunehmen ist, dann hören sie auf, Zeichen des Glaubens zu sein.

Ziel der hier angesprochenen Stilisierung – der Reduzierung wie der Intensivierung – ist das *Transparent*-Machen der Zeichen für das Heilige, das sie künden und enthalten.

Drei Beispiele zur Verdeutlichung:

a) *Reduzierung des Zeichens*

Brot ist elementares Lebensmittel. Christus sagt von sich selbst: „Ich bin das Brot des Lebens . . . Brot, das vom Himmel herab gekommen ist“ (Joh 6,35.51a).

– In der Eucharistiefeier wird das Brot zu einem kleinen Bissen reduziert, damit niemand kommt, nur um seinen hungrigen Magen zu füllen. Wenn der gereichte Bissen so klein ist, daß man nichts davon hat, stellt sich provozierend die Frage: Warum soll und warum will ich das essen? Es muß etwas dahinterstecken, das zum Essen dieses kleinen Bissens einlädt.

– Wenn aber die Reduzierung so weit geht, daß nicht mehr wahrzunehmen ist, daß hier Brot, also eine Speise, gereicht wird, dann ist das Zeichen als solches zerstört. Wenn Brot wie Papier aussieht und auch wie Papier bebildert ist, dann möchte man die eucharistische Hostie lieber aufheben und anschauen als aufessen. Die Angemessenheit des Signals für den Gegenstand (ich sage es absichtlich in der Sprache der oben vorgestellten Kommunikationsmodelle) ist verloren und damit auch der zeichenspezifische Zugang sowohl zur Deutung wie zum Vollzug.

b) Intensivierung des Zeichens

Um beim Beispiel Brot zu bleiben, möchte ich auf die Speisung der Tausenden (Brotvermehrung genannt) hinweisen. Von wenig Broten werden alle satt, und es bleibt sogar noch davon übrig, wenn Jesus es segnet und reicht. Von ihm, dem einen und einzigen Brot des Lebens, wird die ganze Menschheit gesättigt, weil er sich darin selbst gibt. Intensivierung ist für alle messianische Symbolik unerlässlich – „Blinde sehen, Lahme gehen, und Aussätzige werden rein; Taube hören, Tote stehen auf . . .“ (Lk 7,22) –, aber sie ist auch gefährlich, denn sie kann den Zeichen-vordergrund so dicht machen, daß Dahinterstehendes gar nicht mehr gesucht wird.

c) Reduzierung und Intensivierung

Beim Kelch für die Eucharistie sind Reduzierung und Intensivierung vorgenommen. Der eucharistische Wein wird zu einem kleinen Schluck reduziert, analog zum kleinen Bissen Brot (oder – leider noch viel zu oft – den Mitfeiernden ganz vorenthalten, was ein unzulässiges Zuviel an Reduzierung bedeutet); das Gefäß jedoch durch Intensivierung stilisiert, um auf den kostbaren Inhalt aufmerksam zu machen. Zum Trinken genügt ein einfacher Becher. Schon für einen edlen Wein, weil er ein kostbares und köstliches Getränk ist, halten wir ein edleres Glas für besser angemessen (ein Kelch-Glas ist formal ein „empor-gehobener“ Becher). Obwohl es in der Eucharistie fast nichts zu trinken gibt, ist dieser Trank doch das Kostbarste, was der Herr seiner Kirche anvertraut hat: sein aus Liebe für alle und zur Vergebung der Schuld am Kreuz vergossenes Blut.

Zur Zeit der Apostel gab es diese Stilisierung der eucharistischen Speisen noch nicht. Vordergründigkeit und Alltäglichkeit von Essen und Trinken erschwerten oder versperrten den Zutritt in das Glaubensgeheimnis. Paulus muß mahnen: „Sooft ihr von diesem Brot eßt und aus dem Kelch trinkt, verkündet ihr den Tod des Herrn, bis er kommt. Wer also unwürdig von dem Brot ißt und aus dem Kelch trinkt, macht sich schuldig am Leib und Blut des Herrn. Jeder soll sich selbst prüfen, erst dann soll er von dem Brot essen und aus dem Kelch trinken. Denn wer davon ißt und trinkt, ohne zu bedenken, daß es der Leib des Herrn ist, der zieht sich das Gericht zu, indem er ißt und trinkt.“ (1 Kor 11,26–29)

Das Stilisieren von Zeichen des Glaubens und in besonderer Weise der Sakramente als Zeichenhandlungen des Glaubens fordert dieses Sich-Prüfen heraus, weil es vor die Frage stellt: Warum tue ich das? Was bedeutet das? Was steckt hier geheimnisvoll dahinter? Woran nehme ich teil?

Sind einmal diese wesentlichen und konstitutiven Elemente von Zeichen und Zeichengebrauch im menschlichen Leben und im Vollzug des Glaubens für den einzelnen Christen und für die Gemeinschaft der Kirche erfaßt, so sind Verständnis und Gebrauch *österlicher Symbole* einfache Exemplifizierungen für den Prozeß: Sichtbar machen – sehen – einsehen; greifbar machen – greifen – begreifen; wahrnehmbar machen – wahrnehmen – glauben, daß Gott uns rettet und befreit.

2. ÖSTERLICHE SYMBOLE

– MITTEILUNG HEILBRINGENDER BEFREIUNG

Ich habe nicht die Absicht, Ihnen jetzt einzelne Symbole, die in der Liturgie des *Triduum sacrum paschale* vorkommen, aufzuzählen, zu deuten und ihren Gebrauch zu erklären. Da in jeder liturgischen Feier in irgendeiner Weise das *mysterium paschale* memorierend und vergegenwärtigend begangen wird, muß der Vorrat an österlichen Symbolen erheblich größer sein. Es geht mir auch nicht darum, möglichst viele neue, bisher noch nicht gebrauchte österliche Symbole zu finden, sondern solche zu benennen, die bereits im liturgischen Gebrauch stehen, aber leicht übersehen werden. Ich versuche, diese Symbole und Symbolhandlungen in eine einigermaßen übersichtliche Ordnung zu bringen.

2.1 Zeitsymbole – Zeiten österlichen Heils

Zeit vergeht, Zeit verrinnt; alle Zeit hat ihren unaufhaltsamen Verlauf. So ist Zeit ein Prozeß und wird auch als Prozeß erfahren. Zeit kann darum auch ein prozeßhaftes Geschehen signalisieren. Mit anderen Worten: Was in der Zeit geschieht bzw. geschehen ist (Geschichte, Heilsgeschichte), kann auch durch Zeit zum Ausdruck gebracht und dargestellt werden.

In die erfahrbaren, regelmäßig ablaufenden Zeit-Zyklen – erkennbar an der gleichmäßigen Wiederkehr bestimmter Erscheinungen: Jahreszeiten, Mondphasen, Wochentage, Sonnenauf- und -untergang . . . – können wir entsprechende Ereignisse der Heilsgeschichte hineinprojizieren. Die erfahrene Zeit wird so gewissermaßen mit Glaubenserfahrung aufgeladen und so zum Glaubenssymbol gemacht, vielleicht sogar konsekriert. In den regelmäßigen Rhythmen der Zeit erfahren wir etwas bleibend Verbindendes zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. So ist es sogar natürlich und naheliegend, in Feiern in der je erlebten Gegenwart eine Möglichkeit zu sehen, Vergangenes und Künftiges im „Heute“ und „in dieser Stunde“, im „Jetzt“ und „Nun“ von Festen und Gedenktagen zu erleben und daran teilzunehmen. Wir sprechen entweder von feiernder Vergegenwärtigung der Heilsereignisse oder davon, daß die Feierenden diesen Heilsereignissen gleichzeitig werden. Für Christen, die nicht ein Ende der Zeit, sondern die Vollendung der gesamten Geschichte erwarten (eschatologische Ausrichtung des Glaubens), ist diese Möglichkeit besonders wichtig und willkommen.

2.1.1 Wochenzyklus – Sonntag und Freitag–Samstag–Sonntag (*triduum*)

Unter den Zeitzyklen ist die *Sieben-Tage-Woche* mit ihrer ständigen Wiederkehr deswegen besonders merkwürdig, weil sie nicht durch die Bewegung der Himmelskörper begründet zu sein scheint. Daß in der ununterbrochenen Abfolge von Tagen jeweils sechs Tage anders sein sollen als der siebte Tag, ist aus der Natur nicht ablesbar. Die Woche mit ihrem Feiertag ist Ergebnis einer bestimm-

ten Glaubenskultur. Dieser Feiertag ist vom Menschen – Juden und Christen sagen durch göttliche Anordnung – zum heiligen Tag gemacht worden.

Das Sieben-Tage-Schema des biblischen Schöpfungsberichtes macht die inzwischen in alle Weltkulturen übernommene Sieben-Tage-Woche zum unaufhörlich wiederkehrenden Schöpfungsgedächtnis. Zeit und Leben sind uns vom Schöpfer geschenkt. Er bringt uns vom Nicht-Sein zum Sein und aus der Knechtschaft der Arbeit zur Ruhe. Auf dem Hintergrund des Schöpfungs- und Befreiungsgedächtnisses Israels im Wochenrhythmus wird dessen Weiterentfaltung zum christlichen Ostergedächtnis besser verständlich.

Der *Sonntag* der Christen ist in gleicher Weise *Erster Tag* („Es werde Licht“), *Achter Tag* (ewige Vollendung jenseits aller verlaufenden Zeit) und *Dritter Tag* seit dem Sterben Jesu am Kreuz (Auferstehung, Auffindung des leeren Grabes, erste Begegnung mit dem Auferstandenen). Dieser Tag ist durch das *mysterium paschale* geheiligt und durch die regelmäßige Eucharistiefeier der Jünger Jesu zum österlichen Symbol geprägt. Die Perikope von den Emmaus-Jüngern (Lk 24,13–35) schildert uns nicht protokollarisch den Sonntag der Auferstehung, sondern bezeugt uns den *Sonntag* als österliches Symbol für die Kirche und seine *Eucharistie* als österliches Mahl: Der erhöhte Herr begleitet die Seinen; wo Christen sich versammeln, ist Er bei ihnen (ob sie es wahrnehmen oder nicht), Er selbst erschließt den Sinn der Schrift (wer auch immer die Lesungen vorträgt oder predigt), Er selbst bricht das Brot und gibt sich so als auferstanden, anwesend und lebensspendend zu erkennen. So ein Sonntag sollte auch uns zu Zeugen der Auferstehung machen.

Jede Woche hat aber vor ihrem Sonntag auch ihren *Freitag* als Gedenktag des Leidens und Sterbens Christi, als Tag seiner Erhöhung am Kreuz und als ersten Tag einer auf den Sonntag hinzielenden Drei-Tage-Periode. Somit gibt es auch im Wochenzyklus ein *triduum paschale*, das als ein österliches Zeit-Symbol zu gelten hat.

Die Ansätze der frühen Kirche, an jedem Freitag und Samstag zu fasten (Trauerfasten, weil der Braut der Bräutigam genommen ist – Mk 2,20), hat die Einheit dieser Drei Tage unterstrichen. Da es aber für Judenchristen ganz unmöglich war, am Sabbat zu fasten, konnte sich das Samstag-Fasten nicht durchsetzen. Die Ausrichtung jedes Freitags auf den folgenden Sonntag dürfte der wirksamste Grund dafür sein, daß der Sonntag im allgemeinen als Abschluß der Woche – das „Wochenende“ ist so ein übergreifender Begriff – und nicht als deren Beginn erfahren wird. Die Übertragung des dritten Gebotes aus dem Dekalog „Du sollst den Tag des Herrn heiligen“ vom Sabbat der Juden auf den Sonntag der Christen wie auch die Bezeichnung „Achter Tag“ für den Sonntag bringen ebenfalls dieses Empfinden zum Ausdruck.

2.1.2 Im Jahreszyklus: Frühjahr und Ostern

Im Kreislauf jedes Jahres feiern wir Ostern. Hier spielt schon die erlebte Zeit, das Frühjahr, eine wichtige Rolle: Dunkelheit und Kälte des Winters ge-

hen zu Ende, die Tage werden spürbar länger, die Sonne steigt, alles Leben beginnt wieder zu blühen und Früchte hervorzubringen. Es ist begreiflich, daß für Israel diese Zeit als solche schon Schöpfungsgedächtnis war und bleiben wird: Gott *schuf* nicht nur am Anfang aller Zeit, und er *sprach* nicht nur sein vielfaches „Es werde . . .“, Gott *schafft*, und er *spricht* sein „Es werde . . .“, auch hier und jetzt; jeder kann das selbst erfahren, wenn er nicht blind ist.

Gott steht treu zu seiner Schöpfung, auch wenn der Mensch untreu wird. Der Schöpfer hat sich auch als Retter erwiesen und erweist sich als Retter: Er führt aus Dunkelheit ins Licht, aus der Knechtschaft in die Freiheit, aus Schuld in die Versöhnung, aus dem Tod ins Leben, aus dem Land der Sklaverei ins verheißene Land.

Eine Nacht und der ihr folgende anbrechende Morgen werden durch die Liturgiefeier – vor allem durch deren Lesungen, Lieder, Gebete und Rituale – zum Oster-Symbol aufgeladen, das uns alle diese schaffenden und rettenden Übergänge als unsere Schöpfung und Rettung erfahren läßt bis hin zum kommenden Bräutigam, der mit uns Hochzeit hält.

Hier ist auch darauf hinzuweisen, daß nach dem Zeugnis des Neuen Testaments bestimmte *Tage* und *Stunden*, ebenso wie bestimmte *Stätten* durch die Passion Christi und sein Pascha so hervorgehoben sind, daß die feiernde Kirche, vor allem in Jerusalem, aber schließlich in allen Christengemeinden eben diese Tage – Palmsonntag, Gründonnerstag-Abend, Karfreitag, Karsamstag, Ostersonntag, den Achten Tag danach sowie den 40. und 50. Tag – als österliche Symbole gebraucht, und zwar wiederum so, daß Lesungen, Gesänge, Gebete und Riten diese Tage zu Heilszeichen machen und uns Feiernde zu Zeitgenossen des rettenden Geschehens.

2.1.3 Im Tageszyklus: Stunden österlichen Heiles

Der Tageszyklus, die Grundeinheit jeglicher Zeitrechnung, ist vor allem gekennzeichnet durch den regelmäßigen wiederkehrenden Wechsel von Dunkelheit und Licht sowie durch die steigende und sinkende Sonne. In diesem Zyklus haben wir so etwas wie eine Kurzfassung allen Lebens und aller Geschichte und so auch der Heilsgeschichte vor uns (*Denn tausend Jahre sind für dich wie der Tag, der gestern vergangen ist* – Ps 90,8). Die Natur läßt uns im ungewissen, wer im ständigen Wechsel von Tag und Nacht, von Leben und Tod, das letzte Wort haben wird. Der Tod scheint schließlich stärker zu sein.

In dieser Ungewißheit begegnet uns das österliche Symbol des Tageslaufes: In der Finsternis der Nacht erfahren wir Angst, Unfreiheit, Unwissenheit, auch Schuld, alles Unheil bis hin zum Tod. Im Licht der Sonne erfahren wir Erkenntnis, Zuversicht, Wärme, Freude, Freiheit und Leben. Die Sonne bringt das Licht des Tages. Die Sonne – wenn wir sie zum Heilssymbol aufladen – verkündet uns Tag für Tag, daß Christus auferstanden ist und aufersteht, daß Er, einmal auferstanden, nicht mehr stirbt. Er ist die „Sonne der Gerechtigkeit“, die „Sonne, die nicht untergeht“, das „Licht vom Licht“.

Auch bei den Gebetszeiten im Tageskreis sind es Hymnen, die diesen Stunden ihren Gedenk-Inhalt und das heißt auch ihre Symbolbedeutung einprägen. Besonders deutlich zu erkennen ist dies bei den Ordinariums-Hymnen für die Laudes und für die Dritte, Sechste und Neunte Stunde. Sonnenaufgang bzw. jeweiliger Sonnenstand sind die Anknüpfungspunkte für die speziell österliche Prägung. Ausgewählte Psalmen (besonders zur Laudes) haben eine ähnliche Aufgabe.

2.2 Singen – ein österliches Glaubenszeugnis

Das Singen von Texten kann sowohl als spezielle Stilisierung verbaler Äußerung erklärt werden, um durch ihre Intensivierung auf die letztlich unaussprechliche Betroffenheit von Gottes liebender Zuwendung aufmerksam zu machen; es kann aber auch als musikalisches Geschehen gedeutet werden mit allen der Musik eigentümlichen Ausdrucksmöglichkeiten: *Musik – Sprache des Himmels* und *Musik – Sprache der Empfindungen*.

Betroffenheit und Erfahrung, von Gott geliebt und durch das *mysterium paschale* gerettet zu sein, lassen sich nicht teilnahmslos und objektiv erzählen, davon muß man singen! Und davon ist auch immer gesungen worden. Das „Halleluja“ ist der österliche Gesang schlechthin. Wovon nur geredet wird, das kommt aus unserem Nachdenken, d. h. aus dem Kopf; was mich betroffen gemacht hat, ist mir zu Herzen gegangen und muß darum von Herzen besungen und gesungen werden. Singen ist die überzeugende Ausdrucksweise der Betroffenheit.

Christen nennen ihr fundamentales Glaubenszeugnis *Eu-Angelion*, Frohe und frohmachende Botschaft. Der Inhalt dieser Botschaft wird verbal bezeugt und vermittelt; daß diese Botschaft aber tatsächlich froh macht, tiefe Freude stiftet, endgültiges Heil vermittelt, das verlangt nach Musik und Gesang.

Der österliche Charakter alles christlichen Singens zeigt sich auch da, wo Trauer, Schmerz und Klage das Singen nicht einfach abwürgen oder zum Verzweiflungsschrei verfremden, sondern im Gesang zugleich kundgetan und bewältigt werden. Die letzte österliche Hoffnung des Christen schenkt Zuversicht, daß auch das auswegloseste Unheil, die tiefste Schuld und das schrecklichste Sterben im *mysterium paschale Christi* überwunden sind.

2.3 Feierndes Handeln in österlichen Ritualen

Beim feierlichen *Handeln* in österlichen Ritualen sind vor allem Wasser, Licht, Öl, Speise und Trank zu nennen. Diese Zeichen werden aber in der Liturgie erst im *Agieren* mit ihnen zu österlichen Ritualen. Sie sind ganz allgemein als Symbole des Lebens bekannt, und die ihnen entsprechenden Rituale sind dann Lebens-Rituale. Zu diesen Lebens-Ritualen gehören auch noch *Musik* und *Spiel*.

Ich halte es für besonders wichtig, darauf aufmerksam zu machen, daß alle Symbole und Rituale des *Lebens* immer auch Symbole und Rituale des *Todes*

sind (wie auch umgekehrt). Diese Tatsache macht sie besonders geeignet für österliche Rituale, denn das große Wunder im *mysterium paschale*, das durch diese ausgedrückt werden muß, besteht ja gerade darin, daß Gott als unser Retter den Tod nicht abgeschafft oder von uns weggenommen hat, sondern den Tod durch das Sterben des Unsterblichen entmachtet hat, so daß jetzt im Tod Christi und in seiner Auferstehung – also in dem, was wir *pascha Domini* nennen – das vollendete Leben begründet ist.

In allen österlichen Ritualen muß darum deutlich werden, daß Leben aus dem Tod entspringt, daß Sterben als Mit-Sterben mit Christus lebenspendend ist, daß dieser Tod aber auch als tödliches Gericht sich ereignet hat und ereignet. Die folgenden knappen Hinweise sind als Anregung zum eigenen Weitermeditieren zu verstehen.

2.3.1 Wasser und Wasserrituale

Kein Leben ohne Wasser: Quelle und Strom des Lebens, fruchtbarer Regen, erquickender Trank, reinigendes Bad . . .

Aber auch: Verdursten, Ertrinken, Versinken, Untergehen, Überfluten, Wegschwemmen, Wasser bis zum Hals, kein Boden unter den Füßen . . .

Das Wasser muß als lebenspendende und lebensgefährliche Gabe gehütet werden!

2.3.2 Licht und Lichtrituale

Kein Leben ohne Feuer, das Licht und Wärme spendet. Das Beherrschen des Feuers ist Grundlage jeglicher menschlichen Kultur.

Aber auch: Erlöschen, Verbrennen, Blenden, Schmelzen . . .

Das Feuer muß als lebenspendende und lebensgefährliche Gabe gehütet werden!

2.3.3 Öl und Salbungen

Von Katecheten und Jugendseelsorgern wird oft behauptet, die Öl-Rituale seien heute unverständlich geworden und nicht mehr erklärbar. Wer aber einen Blick in ein Badezimmer, in eine Drogerie oder Apotheke wirft, kann auf den ersten Blick sehen, wie lebenswichtig auch heute noch (oder heute wieder) Öle und Salbungen sind, sei es kosmetisch (um schön und wohlriechend zu sein), sei es medizinisch (um gesund zu werden und zu bleiben). Öl als Bodenschatz und Energieträger . . .

Aber auch: Ölpest, tödlicher Ölteppich . . .

Öl muß als kostbarer Schatz und als gefährliches Gut gehütet werden!

2.3.4 Speise und Trank – das Mahl

Kein Leben ohne Lebensmittel, denn unser Leben „haben“ wir nicht, wir können es auch nicht herstellen, sondern es ist uns gegeben und muß uns stän-

dig gegeben werden. Wir „verdanken“ es dem Geber. Das Mahl, gemeinsam empfangenes und bedanktes Leben.

Aber auch: Gift ist Gabe, tödliche Gabe, der Kelch des Leidens, der Des-trank, gesundheitsschädliche Kost, Hungersnot . . .

Behutsamer Umgang mit Lebensmitteln!

2.3.5 Rituelles Spiel und Körpersprache

Kein Leben ohne Lebensvollzüge. Besonders Spiel und Musik sind Lebens-rituale: sie beginnen und sie ereignen sich prozeßhaft in der Zeit.

Aber auch: Zu-Ende-Gehen, Verklingen, Verstummen, letzter Akt, letzter Ton, den Vorhang schließen . . .

Während bei allen bildenden Künsten Werke geschaffen werden, die bleiben, bleibt von Spiel und Musik nichts, wenn zu Ende gespielt ist (Literatur ist keine Sprachhandlung, eine Partitur ist keine Musik, beides sind lediglich Anweisungen zum Spiel). So sind alle Feiern und ihre einzelnen Handlungselemente zugleich Lebens- und Todes-Rituale.

In diesem Zusammenhang möchte ich auch kurz auf die sogenannte *Körpersprache* hinweisen, ohne die rituelles Handeln nicht möglich ist. Auch hier können viele Gesten und Haltungen gegensätzlich interpretiert werden:

– *Stehen* ist die österliche Haltung schlechthin (Auf-er-Stehen; „Du hast uns berufen, vor dir zu stehen und dir zu dienen“; „Steh auf!“ . . .) – aber auch: Auf-stand, Erhebung . . .

– *Sich versammeln* ist gemeinsame Antwort auf Zusammenrufen; aus dem Alleinsein gerettet sein, sich verstehen . . . – aber auch: Sich zusammenrotten, von der Masse verschluckt werden . . .

– *Handauflegen* drückt Schutz, Segen, Geborgenheit . . . aus – aber auch Unterdrückung, Niederhalten, nicht aufkommen lassen . . .

– *Sich legen* ist Ausdruck tiefster Verehrung und Anbetung . . . – aber auch: Niederlage, Ohnmacht . . .

Diese Andeutungen genügen. Überlegen Sie selbst weiter, was wir an österlichem Glauben mit unserem Körper ausdrücken können und was andere uns vermitteln, etwa durch *Tanz*, *Prozession* usw. Es ist ganz gut, wenn wir Erfahrungen, die uns mehr oder weniger unbewußt zuteil werden, in unser Bewußtsein rufen.

Auch hier ist darauf hinzuweisen, daß gewisse Stilisierungen die Körpersprache im Glaubensvollzug zwar nicht ganz verfremden dürfen, aber unerläßlich sind, um sie nicht in Alltäglichkeit untergehen zu lassen. Sie muß Appell sein und bleiben, das Hintergründige, die Glaubensbedeutung zu entdecken.

2.4 Die Ikone – Ostern im Bild

Das Bild und seine Bedeutung als österliches Symbol soll deshalb hier noch kurz erwähnt werden, weil es – anders als viele andere Symbole – in der Lage

ist, viele verschiedene und räumlich oder zeitlich getrennte Inhalte gleichzeitig wahrnehmbar zu machen. Kaum eine andere Kunst vermag so intensiv Vergangenes, Zukünftiges und Gegenwärtiges in eine Einheit zusammenzufassen. Ikonen als *Festbilder* und *Glaubenszeugnisse* stellen uns Heilsereignisse, die geschichtlich gesehen längst vorüber sind, heute vor Augen, aber ebenso nicht selten auch deren Verheißung und künftige Erfüllungen, die in ihnen enthalten sind; so beispielsweise wenn unter dem Kreuz der Schädel des Adam liegt; oder wenn auf der Osterikone Christus, durch seine Wundmale als Gekreuzigter erkennbar, die ehernen Pforten des Hades aufbricht, Adam und Eva aus dem Totenreich herauszieht, um mit ihnen emporzusteigen in die Vollendung; oder wenn auch „mein“ Grab geöffnet zu sehen ist. Durch bildhafte *Querverweise* kommen wichtige analoge Heilsaussagen ins Bild; so etwa, wenn die Krippe der Weihnachtsikone als Altar oder als Kreuz dargestellt ist, oder wenn das Jesus-Kind so in Windeln eingewickelt ist wie Lazarus, den Jesus aus dem Grab gerufen hat, oder wenn Jesus in dieselbe schwarze Höhle hineingeboren wird, in die der Gekreuzigte hinabsteigt, um die im Tod Gefangenen zu befreien. In solchen mehrschichtigen Bildern erhalten wir ganze Serien von Informationen, sei es aus der Heilsgeschichte, aus der Theologie oder aus Weiterfahrung.

Auf eines muß aber in diesem Zusammenhang deutlich hingewiesen werden: Bilder als Glaubenssymbole sind meditierend, betend und feiernd entstanden und darum ebenso zu erschließen, nicht aber akademisch zu analysieren. Vor allem für Bildmeditationen ist das wichtig. Die Teilnehmer spüren sofort, ob sie eine kunstgeschichtliche Unterweisung bekommen oder ob mit ihnen ein Glaubenszeugnis erschlossen wird, mit dessen Botschaft sie in den mitgeteilten Glauben auch selbst hineinwachsen.

Eine ähnliche Überlegung wäre auch auf den Kirchenbau bzw. den gestalteten Gottesdienstraum mit seiner österlichen Symbolik anzustellen.

2.5 Das österliche Lebenszeugnis der Christen

Ob unser Gebrauch österlicher Symbole tatsächlich stimmt und zielführend ist, d. h., ob wir durch sie zu österlichen Menschen, zu glaubwürdigen Zeugen der Auferstehung „informiert“ werden, erweist sich aber nicht in den verschiedenen österlichen Feiern, sondern auf dem Prüfstand des alltäglichen Lebens. Letztentscheidend ist also nicht, ob wir die am besten entsprechenden oder die gut erklärten traditionellen Symbole in der Osterliturgie gebrauchen, sondern ob wir selbst uns als österliche Symbole erweisen, als solche, die „mit Christus auferweckt“ sind; die nicht nur rufen: „Herr, Herr!“ – das ist der Kyrie-Ruf unserer Liturgie –, sondern den Willen des Vaters tun (vgl. Mt. 7,21); die nicht nur Gottes Wort hören – in den Lesungen unserer Liturgie –, sondern auch danach leben; die nicht nur Opfergaben herbeibringen, sondern barmherzig sind, Veröhnung schenken und Frieden stiften.

Jeder Christ und jede Christin ist in der Taufe zum österlichen Symbol konsekriert worden, und in den Feiern der Kirche wird uns diese „Information“ be-

wahrt und erneuert. Diese Gabe und Aufgabe dürfen wir bei aller intensiven Beschäftigung mit österlichen Symbolen in der Liturgie nicht aus den Augen verlieren. Die Glaubwürdigkeit der Kirche – und diese umfaßt immer auch die Glaubwürdigkeit der Christen – wird nicht an ihrer Liturgie gemessen. An der Liturgie kann und soll man aber erkennen, ob die diesseitige und alltägliche Welt offen ist auf Gott hin. Trifft dies zu, dann wird die dort empfangene österliche Freude auch unseren Alltag glaubwürdig prägen.

Wie jede Woche ihren Anfang und ihren Höhepunkt in der Feier des Sonntags hat, der stets österlichen Charakter besitzt, so hat das gesamte Kirchenjahr seinen lichtvollen Höhepunkt in den „drei österlichen Tagen vom Leiden, vom Tod und von der Auferstehung des Herrn“, die in der Österlichen Bußzeit vorbereitet und während 50 Tagen der Osterzeit in Freude fortgesetzt werden.

In vielen Teilen der Christenheit geben die Gläubigen mit ihren Hirten diesen Feiern die größte Bedeutung und nehmen zahlreich und mit großem geistlichen Nutzen daran teil.

In einigen Gegenden hingegen begannen der religiöse Eifer und die Begeisterung, mit der die Reform der Osternacht anfänglich aufgenommen worden war, im Laufe der Zeit zu erkalten. Mancherorts ist heute selbst der Begriff der Osternacht so wenig bekannt, daß ihre Feier wie eine einfache Vorabendmesse angesehen wird, und auf dieselbe Art und zur selben Zeit gefeiert wird wie die Vorabendmesse des Sonntags am vorhergehenden Samstag.

Rundschreiben über die Feier von Ostern und ihre Vorbereitung, Nr. 2–3
Kongregation für den Gottesdienst, am 16. Januar 1988.
